

Schamane in Deutschland

II

WEG-Logbuch

„Sei nie wieder derselbe“

Band 1

GERD-LOTHAR RESCHKE
SCHAMANE IN DEUTSCHLAND

II

WEG-LOGBUCH

„SEI NIE WIEDER DERSELBE“

BAND 1

E N G E L S D O R F E R V E R L A G

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Copyright () Engelsdorfer Verlag
www.engelsdorfer-verlag.de
Alle Rechte bei Gerd-Lothar Reschke

Gesetzt in der Adobe Garamond mit Quark XPress
Printed in Leipzig, Germany (EU)

ISBN - - -

www.reschke.de/schamane
www.wirkgilde.de
www.reines-sein.de
www.webliteratur.de

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Erster Teil

Freitag, 19. Februar 1999

Positivität, wie kommt man dahin? Sich wohlfühlen — die Welt mit freundlichen Augen anschauen — womöglich gar glücklich und zufrieden sein — wer wünscht sich das nicht?

Wie kommt man dahin? Dahin kommt man nicht. Bemühte Positivität funktioniert nicht. Die Leichtigkeit macht es. Die Leichtigkeit ist etwas ganz anderes. Es ist leicht, nicht schwer. Wähle es selbst.

Ich kann nicht! spricht die Stimme. Ich schaffe es nicht; ich weiß nicht, wie es geht!

Weißt du es wirklich nicht? Doch, du weißt es. Du weißt es ganz genau. Aber du willst nicht. Aus irgendeinem Grund willst du nicht. Frage dich, warum — es gibt eine Antwort.



Ich weiß nicht, warum es mich immer wieder erwischt, zu denken, das Leben könne nicht einfach nur ein Spaß sein, sondern müsse zumindest eine Mischung aus Freuden und Leiden sein (sozusagen eine „gesunde Mischung“). Das ist dann so eine Art selbstverordnete Erziehung, scheinbar genau richtig ausbalanciert, mit den Realitäten in Übereinstimmung und wohlfundiert.

Es ist aber bloß ein Modell, und dieses Modell ist der reine Schwachsinn. Alle, die an so etwas glauben, verordnen sich ihre Mischung selbst, und sie müssen ihre selbsteingebrockte Suppe auch selbst auslöffeln.

Ein gutes Beispiel ist Kommunikation. Jeder sucht sich selbst aus, mit wem er Kontakt aufnimmt — wir werden dazu nicht gezwungen. Im Grunde spiegelt unser Umgang exakt unsere eigene Mentalität wieder. Gehst du zu den Problemhanseln oder den Lebenslustigen? Sind dir die Lebenslustigen zu oberflächlich, zu platt, zu wenig anspruchsvoll? Magst du lieber die Schwermütigen, die ewig über ihren Problemen grübeln? Siehst du es als deine Aufgabe an, ihnen beim Problemlösen zu helfen? Gefällt dir diese Aufgabenstellung so sehr, und bekommst du dafür so viel Dank? — Nein, die Problematischen lieben das

Problematische, und solange sie das tun, wirst du dich mit ihnen nur im Kreise drehen, und wenn das eine Problem gelöst ist, kommen sie gleich mit dem nächsten. Da gibt es ja immer etwas, und sei es die allgemeine Weltwirtschaft (da beißt du dir sicher die Zähne aus!). Die Schwermütigen und Problematischen fühlen sich selbst ja auch sehr wichtig mit ihren Fragestellungen — da geht es scheinbar um die bedeutsamen Dinge, da werden die Fragen der Zukunft angegangen anstatt gelehnet und „verdrängt“. Die „Oberflächlichen“ aber, die haben ja angeblich nur Essen und Sex im Kopf und denken gerade bis zum nächsten Zuckerkrapfen.

Ich werde mich in acht nehmen vor denjenigen, die immer so tun, als müßten sie mit ihrem Stirnrunzeln die Gesellschaft weiterbringen und die entscheidenden Anstöße geben. Ich werde mich in acht nehmen vor den „Wichtigen“, vor denen, die mit ihren Planungen und Projekten die Netze auswerfen, in denen sich ihre Mitmenschen verfangen sollen.

Samstag, 20. Februar 1999

Das überrascht mich nun doch ziemlich stark: Solch ein Internet-Tagebuch bringt völlig neue Aspekte hervor! Ich blickte auf den neuen Tag und begann mich unwillkürlich zu fragen: Was wohl als nächstes passiert? Ein ungewohntes Gefühl von Vorerwartung machte sich breit. Da war nicht mehr die Unterteilung in Wichtiges und Unwichtiges. Dadurch, daß ich hier alles berichten kann und selbst völlig frei selektiere, kann das vorher vielleicht als unwichtig eingestufte zum Wichtigem werden und umgekehrt. Das ist eine unerwartete Freiheit.

Ich beginne zu bemerken, welche Macht solch ein Tagebuch hat. Es gibt einem Macht, den Scheinwerfer der Aufmerksamkeit auf alles und jedes zu richten — auf den Nachbarn, der einem im Treppenhaus begegnet, auf Freunde und Bekannte, ja selbst auf jeden Baum und Spatz nebenan. Macht nicht etwa deshalb, weil die Möglichkeit bestünde, jemand zu exponieren oder über ihn Urteile zu fällen, sondern es ist eine stärkeres Einbeziehen ins eigene Leben. Die Dinge und Menschen werden besonders, sie bekommen mehr Individualität und Bedeutung.

Mir sind dann im Laufe des Tages tausenderlei kleine (nein, eben nicht „kleine“) Sachen eingefallen, da kam ein richtiger Schub von neuen Gedanken und

Assoziationen, ich fühlte mich wie ein Forscher und Abenteurer — in diesem selben Alltag, in diesem selben Leben.

Ist es überhaupt noch dasselbe Leben? Diese Frage ist hochinteressant! Denn Leben ist doch immer nur scheinbar ein Gleiches, ein immer gleicher Kokon von vertrauter Umgebung, und drumherum die unbekanntes Wagnisse, Abenteuer, Bedrohungen und exotischen Unwägbarkeiten. Dieses Bild der von innen nach außen zunehmenden Ungewißheit hat doch etwas von einer Ideologie der Biederkeit an sich, oder nicht? Und es ist auch nur eine künstlich aufgepfropfte Vorstellung, wie so vieles andere — wie eigentlich fast alles, was „Leben“ heißt (denn was „Leben“ heißt, ist nicht das Leben, sondern nur ein Bild, also geradezu die Antithese von echtem Leben).

Es gibt nichts, was „dasselbe Leben“ wäre. Aber dieses Gefühl muß erst einmal aktiviert werden. Das Tagebuch dient als solcher Auslöser, so wie es manchmal Reisen sind oder eine neue Beziehung. Die Dinge sind nicht mehr die gleichen, sie sind nie mehr die gleichen, sie waren auch noch nie die gleichen — es ist das Aufwachen aus einem Traum —, und ich war auch noch nie der gleiche, außer als unwandelbarer Beobachter dieser Zeiten und Erlebnisse.



Die Stimmungen und Gefühle eines solchen Tages, die kenne ich, aber auch daß ich sie wiedererkenne, löst mich von ihnen. Und wie Farben, die unter neuem, verstärktem Lichtschein verwandelt werden, verwandeln sich auch diese Stimmungen und werden irgendwie „goldener“ statt blaß, werden praller, wertvoller — obwohl sie aus denselben Auslösern stammen und durch die Schattierungen der altbekannten Beschränktheiten und Frustrationen changieren.

Wer kennt sich nicht allmählich so weit, als daß er nicht seine typischen Launen und Ärgernisse zu identifizieren wüßte, die immer wiederkehrenden dummen Muster, das Hängenbleiben in den persönlichen Besessenheiten: dieser ärgerliche Kollege, jene unmögliche Bedienung, das blöde Verkehrssystem mit der immer wieder so unsinnig auf Rot umspringenden Ampel, wo man das alles doch ganz einfach lösen könnte.

Das bin ich, das ist meine Welt, da drehe ich mich im Kreise und warte auf den Tod. Seit Jahren drehe ich mich, ein Leben lang drehe ich mich, das geht

herum wie ein altes Zirkuskarussell. Weil es so jämmerlich und idiotisch ist: ist es nicht schon wieder rührend?

Mit dieser neuen Perspektive: ja, da wird es zum Epos. Indem ich es so zu sehen vermag, erkenne ich, welchen Beitrag es zum Ganzen spielt. Es trägt auf seine Weise zur Vollkommenheit bei. Alles ist vollkommen, auch dieser dunkle, neblige Tag, bei dem pausenlose Regenschauer die Reste von Schneematsch hinwegwaschen und all die schmutzigen Ablagerungen der letzten Wochen ungeschönt zum Vorschein kommen. Auch das ist Teil des Epos; es ist genau genommen unverzichtbare Vorbereitung für die Momente hellsten Sonnenscheins — um diesen den richtigen Kontrast zu verleihen —, und diese wiederum sind ebenso unverzichtbare Vorbereitung für die nächste tragische Episode, den nächsten herben Schicksalsschlag, der dem Drama Tiefe und Würze verleiht, verleihen muß, damit es auch wirklich ganz wird und rund und in sich vollständig.

Was passiert wohl als nächstes? Das ist ein wundervolles Gefühl. Das Leben ist interessant.



Nicht nur, daß es da die Dinge des Alltags in ihrer einfachen Würde gibt — sie stehen auch in bestimmten Beziehungen zueinander: Da gibt es eine Poesie der Einfachheit. Zen des Alltags, wabi-sabi.

Es ist alles noch viel zu kompliziert. Es muß noch einfacher werden. Ich bin umgeben von Überflüssigkeiten. Ich habe nicht „noch zu wenig“, ich habe „schon zu viel“. Es ist beschämend, das zu sehen!

Steht auf dem Tisch eine Teekanne und eine Tasse daneben, dann reicht das bereits — der Tisch ist voll. Stelle sie richtig hin, vorsichtig, achtsam, und schau dir das Bild an, das entsteht. Das reicht. — Wenn du es nicht anschaust, dann willst du mehr und stellst noch etwas dazu und noch etwas und immer weiter — und fühlst dich auch nicht besser, sondern das Unbehagen wächst. Die Gedanken gehen immer automatisch in die Richtung, noch mehr zu wollen, anstatt das Wesentliche anzuschauen, einmal richtig anzuschauen!

Nur wenn du es in Ruhe läßt und nicht als Defizit interpretierst, ist Liebe möglich. So etwas ist möglich. Die Liebe steht ganz nahebei und wartet darauf, hinzutreten zu können. So einfach ist das.

Sonntag, 21. Februar 1999

Michael Hictaler von der Web-Uhrenseite „Schmuckecke“ teilt mir mit, daß er die Beiträge („Was ist die Zeit?“ und „Zeitgefühl“) aus meinem Internet-Uhrenmagazin ZEITGEFÜHL übernommen bzw. zitiert habe. Als ich sie mir daraufhin dort bei ihm anschau, kommt es mir vor, als hätte das jemand anderer geschrieben. Ich kann wirklich nicht behaupten, daß ich das sei, von dem das stamme, obwohl ich die Gedankengänge nachvollziehen kann und sie mir bekannt vorkommen. Aber aus „Überlegung“ heraus läßt sich so etwas nicht schreiben oder erfinden.

Da stellt sich dann nicht so sehr die Frage, ob es gut sei. Eher frage ich mich hier, ob es überhaupt irgendeinen Sinn oder Nutzen hat — wenn es z.B., wie ich vermute, von Leuten zur Erbauung gelesen wird. Daran zeigt sich, daß die Umstände, unter denen ein Text erscheint, ebenfalls eine Rolle spielen. Ich habe immer schon meine guten Gründe gehabt, weshalb ich derartige Texte in einem eher spröden Zusammenhang gebracht habe. Falsch und dumm ist es jedenfalls, zu denken, ein Text müsse überall aus sich heraus überleben oder gar überzeugen. Am Ende hat man dann die falschen Leute am Hals und wird sie nicht wieder los.



Ich hatte eine Begegnung mit einer ungewöhnlichen Frau, und nun frage ich mich, was es war, das sie so untypisch machte. (Es ist etwas ganz Entscheidendes und ich möchte gerne dahinterkommen.)

Was macht, daß manche reifer wirken als andere und beruhigender, vertrauenswürdig? Woher kommt es, daß sie nicht — wie die meisten — die Tendenz haben, ins Negative abzudriften? Innere Ruhe und Ausgeglichenheit, was ist das und woher kommt das? Ich lasse mal den Aspekt beiseite, daß das „angeboren“ sein könnte. Da steckt etwas anderes dahinter: *Bescheidenheit bzw. Demut; emotionale Stärke; aktive Intelligenz*.

Es ist hierbei ganz egal, ob ich dieser Frau berechtigter- oder unberechtigterweise diese Eigenschaften zuschreibe. Es war ein Unterschied da zu anderen und dieser Unterschied reicht bereits, das Wesentliche herauszuarbeiten. Jeder muß sich das fragen, jedem stellt sich hier eine Aufgabe.

Es reicht nicht einfach nur, den eigenen Stiefel weiterzumachen wie sonst, und sich dann immer noch bemühen zu wollen, daß es irgendwie besser werden soll — irgendwie eben, wenn auch nie gefragt wird, wie denn eigentlich.

Es ist auch klar, daß man das nicht gezielt trainieren kann wie eine Sportdisziplin — es stellt sich ein als Begleiterscheinung zu Taten und Erfahrungen. Es hat mich einfach interessiert, was das eigentlich war oder sein könnte — das Geheimnis sozusagen zu identifizieren und beim Namen nennen zu können.

Zu den Begleiterscheinungen gehört aber so gut wie sicher, voll im Leben zu stehen. Voll verantwortlich und mit großer Ernsthaftigkeit.



Ein paar Gedanken zum Humor und insbesondere zum Humor im Internet:

Es gibt ja im Internet die lustigen und lockeren Seiten en masse. Am Anfang war ich ganz verblüfft — und freudig überrascht —, daß ausgerechnet in diesem sturen Deutschland nun auf einmal so viel Spaß und Humor anzutreffen war! Inzwischen bleibt mir aber meist das Lachen im Halse stecken. Die wenigsten Seiten sind lustig, geschweige denn humorvoll. Gelacht wird fast immer ausschließlich über andere. Und wer etwas Gespür hat, merkt recht schnell, was da abläuft: Es ist das altbekannte Auslachen und Verspotten. Dahinter verbirgt sich ein ganz jämmerliches Bedürfnis und eine minderwertige Einstellung.

„Wir lachen doch, was soll daran falsch sein?“ würde einem sicher sofort vorgehalten. Man hätte eben keinen Humor, man sei also auch wieder nur ein aufgeblasener Wichtigtuer, und hätte somit verdient, ebenfalls als Ziel der Lacher herzuhalten.

Merkwürdig, wieviel Aggressivität sich hinter diesem angeblichen Humor verbirgt! Und Ironie (die eher intellektuelle Variante des Auslachens) zehrt gehörig von eigener Bitterkeit und Frustration.

Die Leichtigkeit, von der ich eingangs sprach, ist etwas ganz anderes. Das geht nur, wenn jemand zuerst über sich selbst lachen kann. Wenn er nicht auslacht, sondern mitlacht und sich freut.

Montag, 22. Februar 1999

Nun war es durch pausenlos vom Himmel herunterschüttenden Regen soweit gekommen, daß der gesamte Schnee der vergangenen Wochen gerade verschwunden war. Und heute morgen zeigte sich inmitten dieser blankgeputzten, in überwiegend braune und braunschwarze Farbtöne zurückverwandelten Szenerie eine dunkle Wolke. Diese wurde immer dunkler und schwärzer. Zwar fuhr der Regen noch fort, sein angestammtes Recht zu beanspruchen, das er sich in den letzten Tagen so zielstrebig erkämpft hatte, aber es gelang ihm nicht, seine Verwandlung in den nächstfesteren Aggregatzustand zu verhindern. Blitz und Donner betraten die Himmelsbühne und sorgten für Klarheit: Graupel begann zu fallen, und immer mehr Graupel, der sich zu einem unerwarteten neuen Weiß häufte — auf den Straßen, den Wegen, den Autos, auf meiner Windschutzscheibe, die zu beschlagen begann.

Nein, gegen so etwas läßt sich nichts tun. Solche Verwandlung der äußeren Umstände mag zwar allen Erwartungen, Wettervorhersagen oder Anschauungen darüber, welches Wetter nun nach all diesen Schnee-, Schneematsch-, Rutsch- und Auftau-Wochen angemessen und richtig sei, völlig hohnsprechen — aber gerade das wird hiermit nur wieder deutlich unterstrichen: Hier enden die menschlichen Erwartungen, da können sie noch so häufig bekräftigt und wiederholt werden!

Und es ist gut so. Es ist auch gut, daß ihnen widersprochen wird und daß sie sich als so völlig ohnmächtig entpuppen. Der Schnee beginnt zu rieseln und deckt alles zu. Die Autos rutschen, bleiben stehen, verstopfen die Straßen, und alles stoppt.

In die Speichen der morgendlichen Maschinerie ist eine Sperre hineingesteckt worden, und dagegen mag man sich nun aufregen. Das ist es aber in Wahrheit gar nicht, was geschieht. Was geschieht denn wirklich?

Im Autoradio läuft auf dem Klassikkanal Robert Schumann: das Klavierstück „Capriccios, Op. 2“. Das elegant perlende Spiel des Klaviers, die anmutig-unvorhersehbaren Wendungen der Melodie und des Rhythmus, der gefühl-

volle, prickelnde Witz des Komponisten scheinen Verbindung aufzunehmen zu den Drehungen und dem Wirbeln der Schneeflocken. Als wären sie schon immer miteinander verwandt gewesen und würden just in diesem Moment ihre ursprüngliche Beziehung und Seelenähnlichkeit wiederentdecken.

Aber es ist noch etwas anderes, etwas jenseits der Schneeflocken und jenseits der Musik. „Verzauberung“ der Welt wird das gerne genannt, aber worin besteht diese Verzauberung? Was ist der Kern dieser Umwandlung einer gestoppten Bewegung und Unrast hin zu einer Situation der Anmut und des freudigen Tanzes? Es ist etwas, das von innen kommt, und doch nicht von innen, denn es ist ja auch als Verwandlung der äußeren Umstände in Erscheinung getreten: Es ist einfach das, was da ist. Man muß es nur sehen und zulassen.

Gegen das, was Schumanns Musik leistet, kommt so gut wie keine Popmusik an — dagegen verblaßt sie auf schmähhchste Weise! Jedesmal bin ich von neuem überrascht, wie lebensnah und aktuell (abgegriffenes Wort, hier stimmt es!) Schumann doch ist, der angebliche Romantiker, dessen Ruf nachträglich durch die Erinnerung an seine schreckliche Krankheit und sein so unendlich trauriges Ende denunziert wird. Wer einmal genauer hinhört, oder wem Zeilen vor die Augen kommen, die er damals geschrieben hat, der wird einen ganz wachen, hochintelligenten Mann vorfinden, wach in Herz und Verstand gleicherweise (was heute auch so gut wie ausgestorben scheint), der die Dinge genau auf den Punkt zu bringen wußte. Da paßt alles und ist auf unmittelbarer, direkter Einsicht in tiefere Zusammenhänge gegründet. Das arbeitet direkt an der Seele und löst direkt etwas in uns aus, so wie diese Capriccios. Und nur so etwas vermag sich mit Realität (etwa heute morgen) zu einer höheren Einheit zu verbinden. Das ist magische Ur-Essenz, ein alchemistisches Elixier, wie es keiner in den verblödeten „Studios“ der heutigen Medien-Scheinwelt mehr zu brauen vermöchte.

Vorsichtig langsam fahrend, spürte ich Dankbarkeit und mochte das Hören der Musik gar nicht mehr stoppen — am liebsten wäre ich noch um ein paar Blocks weiter gefahren, um es ganz auszukosten.



Außer der Frau, von der ich gestern sprach, begegnete ich gestern noch einem ehemaligen Direktor eines der wichtigen Verlage hier in München. Der

Unterschied ist aufschlußreich: Im einen Fall so gut wie völliges Schweigen, das aber ausreichte und in sich vollständig war — hier ein Mann voller Geschichten und Anekdoten, und darin eitel und schwach. Es ist leicht, das anzugreifen, denn wo sich jemand offener zeigt, finden sich auch eher Schwachstellen, und auch das kann liebenswürdig sein. Aber solche Leute haben immer etwas in ihrem Tonfall, mit dem sie sich verraten. „Sie hatten doch auch Reinhold Messner“, sprach ich ihn an. Sogleich legte er los mit dem, was ihm dazu gerade in den Sinn kam, etwa in der Art: „Ja, der kam mal als ganz unbedarfter junger Kerl bei uns an, und dann haben wir...“

Da war einer früher wichtig, und jetzt kann er nur noch erzählen, von seiner damaligen Wichtigkeit. Außerdem sind Männer hier leicht zu durchschauen. Da ist immer der Gockel, der doch noch etwas gelten will; zwar weiß jeder, daß es nicht mehr so ist, aber daraus bezieht er sein Selbstwertgefühl. Auch er weiß das, aber er ist nun mal so, das Leben hat ihm diese biologische Rolle zugeteilt (Mann zu sein und daher leere Fassade interessant machen zu müssen). Wer darüber hart urteilt, hat es noch nicht völlig verstanden. Mitgefühl wäre eher angebracht.

Und denke an dich selbst, nicht an den anderen. Was machst du besser? Oder bist du ganz genauso, zwar schon irgendwie anders, aber auf deine Weise eben doch ganz genauso? Genauso eitel, genauso schwach, genau so leicht zu durchschauen? Ich denke manchmal, die Männer müßten ihre Würde daraus beziehen, das offen einzugestehen. Aber dann wären sie eben doch nicht mehr die richtigen Männer, sondern wie bei Reitern, denen man ihre Pferde weggenommen hätte, kämen sie einem zurechtgestutzt und arm vor, und so lautet das Spiel auch wieder nicht, sondern: Da muß einer die Rolle spielen, und kraftvoll spielen. Man erspare mir die schlaffen, ach so toleranten und verständnisvollen Weicheier!

Nein, spielt eure Rolle, und spielt sie gut, und wisset im stillen, was sich dahinter verbirgt!

Es ist nicht gut, daß er sich über Dinge und Menschen stellt, da fehlt diese Demut, von der die Rede war. Ich mag diesen Gestus nicht, über Jüngere daherzureden wie über Pferde im Stall. Da bin ich auch sehr „humorlos“: Was Messner durchgemacht und geleistet hat, da reichen keine Worte heran und da ist es besser, zu schweigen, auch wenn das fade wirken mag. Man nennt das so schön: Jemandem das Wasser reichen können. Oder es eben nicht zu können.



Nachrichten sind ein Elend. Wie oft habe ich schon bereut, noch Nachrichten eingeschaltet zu haben, und jetzt bin ich an dem Punkt, es ganz bleiben zu lassen — außer ich erfahre auf anderen Wegen von einem wirklich wichtigen Ereignis und möchte mir die fehlenden Informationen beschaffen.

Nachrichten sind nicht objektiv, sondern negativ. Ich behaupte sogar: gewollt negativ. Das Negative wirkt gewichtiger und bedeutsamer. In den Stimmen der Korrespondenten schwingt dieser bedrohliche, penetrant drängende Alarmklang mit, als rolle gerade wieder eine neue Gefahr auf uns zu, deren Natur man sich schleunigst bewußt zu machen habe — als sei das Leben eine anstürmende Flut von Ungereimtheiten und Schrecklichkeiten. Da ist immer wieder dieser Hussein, und wenn er es nicht ist, dann dieser Milosevic, und wenn der nicht gerade zupaß kommt, dann kann man ja immer noch auf die Chinesen zurückgreifen oder auf irgendeine Krise in Afrika. Irgendetwas werden wir schon finden, was uns wieder so richtig aufrüttelt!

Und überhaupt ist uns das meiste noch gar nicht voll zu Bewußtsein gekommen: Die Welt um uns herum ist schier am Zusammenbrechen, die Krisen stehen längst vor dem großen Knall und der planetare Kollaps ist gerade in seiner schlimmsten Klimax begriffen! Neulich habe ich gehört, daß es um das Ozonloch noch viel schlimmer steht als bislang überhaupt bekannt! Und in Zaire, wo doch nach diesem Ungeheuer von Mobutu endlich Kabila, der Rebellenchef, die Demokratie versprochen hat, stellt sich heraus, daß Kabila noch schlimmer ist als Mobutu.

Wenn man nur beginnen würde, sich das alles richtig klarzumachen — und wir ahnen ja noch nicht einmal einen Bruchteil der Misere —, dann könnte man vor Entsetzen und Erschütterung kaum noch atmen. Selbst der Tod von Lady Di ist noch nicht aufgeklärt — und wenn es doch Mord war?



Die Nachrichten bringen genau immer das Schrecklichste. Irgendwo passiert immer etwas. Ist nicht hier ein Zug entgleist, dann ist sicher in der Schweiz eine Lawine niedergegangen und hat 25 harmlose Menschen in den Untergang gerissen (man stelle sich das einmal vor, die ganze Tragik, das Elend, das Leid!), und wenn auch da einmal nichts dergleichen geschehen ist, so dräut ja immer

noch die nächste Mehrwertsteuererhöhung und versaut uns jegliche Zuversicht, daß es doch einmal besser werden könnte mit diesem Leben.

Die Nachrichten haben eine klare Priorität: Das Schlimmste zuerst. Und positive Meldungen sind gar keine Nachrichten, von kleinen Ausnahmen abgesehen, und die bestätigen nur die Regel.

Wer das anhört, erklärt sich mit dieser Wirklichkeitssicht einverstanden. Und hat er sie noch nicht völlig verinnerlicht, dann wird sie früher oder später auf ihn abfärben. Denn diese Art von Selektion färbt immer ab, sie ist die zugrundeliegende Glaubensbasis und Lebensauffassung dieser Gesellschaft. Das atmen wir permanent ein, es ist die Muttermilch unserer Gehirne. In dieser Art von Nachrichten feiert unsere Gesellschaft ihr eigenes Denken und ihre tiefsten Wertüberzeugungen.

Sind eigentlich alle wahnsinnig geworden? Ja.



Es gibt nur eines, was wichtig ist. Jeder muß selbst wissen (oder herausfinden), was für ihn wichtig ist. Was heißt das aber konkret? Wichtig ist, herauszufinden, was das für eine Welt ist, in der wir leben. Es ist nicht diese Welt aus den Nachrichten — um Himmels willen! Es ist wichtig, sich aus dem Bann dieser Welt der Nachrichten zu lösen, denn diese falsche Welt ist so billig und flach und jämmerlich (und wir atmen sie ein), daß sie einem die Wahrnehmung der wirklichen Welt beschädigt und infiziert.

Es ist sogar gut, zu sehen, daß es diese falsche Welt gibt, und wie sie plärrt und schreit und droht und meckert. Man muß sie in Rechnung stellen wie ein Gift, das zu meiden ist. Man muß um ihre Gefahren wissen. Und man muß um die Gefahren wissen, die die allgemeine Hypnose in allen Menschen, die das willig mit sich machen lassen, anrichtet. Das sind alles Tatsachen. Fast alle Leute auf der Straße sind dieser Hypnose bereits erlegen; sind infiziert, sind in diese Seelenkäuferei hineingeraten, genau so, wie Michael Ende es in Momo so wunderschön beschrieben hat: mit den Unterwanderungsaktionen der Zeitsparkasse, die die Kraft aus dem Herz der Menschen aufkauft, um sie aufzusaugen.

Die Nachrichten sind Einflußorgane dieser Grauen Herren, die es nicht nur in Momo gibt, sondern die es wirklich gibt, und man kann sie sogar überall sehen.



Wir dürfen uns nicht danach richten. Wer sich danach richtet, verleugnet sein Herz, und das stirbt dann einen leisen Tod.

Die anderen Nachrichten: Die Schönheit und Einzigartigkeit dieser Welt (wer erwähnt das einmal die Stunde? Oder in „Bayern 5 aktuell“ alle Viertelstunde, sozusagen hochaktuell?) Das Lächeln, das im Gesicht eines kleinen Mädchens aufleuchtet, einfach so, ohne näheren Grund, oder der Spatz, der mit ekstatischer Freude in einer Pfütze strampelt und sich den kleinen Schnabel wischt. Wie es ist, wenn Wolken, die tagelang den Himmel verdeckten, auf einmal aufreißen und den warmen Strahl der Sonne hereinlassen in unsere Welt. Und dahinter zeigt sich ein Blau, das jeder kennt, und das doch in diesem Moment eine ganz neue Erfahrung ist. Es geschieht immer wieder zum ersten Mal.



Ja, was soll denn das? Das ist doch kein Tagebuch! — ich höre schon die entrüsteten Einwände. Und sehe (der Focus-Werbespot hat sich tief ins Unterbewußtsein eingegraben!) den gewichtigen Helmut Markwort leibhaftig vor mir, wie er energisch auf den Schreibtisch der Redaktionsrunde pocht und verkündet: „Fakten, Fakten, Fakten!“ (Was kann er auch anders sagen, der gute Mann, bei diesem Namen!)

Genau, Fakten! Ja, ich gebe zu, heute nicht so sehr viele Fakten geschaffen zu haben, heute war ein eher fauler Tag (da schreibt man dann Internet-Tagebuch und hat hoffentlich kein schlechtes Gewissen deswegen) (und ich hoffe zugleich — immer noch ohne schlechtes Gewissen —, daß meine Kunden das hier nie finden werden...!).

Heute bin ich eine von meinen schönen Spazierstrecken gegangen: hinunter zum Herzogpark, und zwar über den Herkomerplatz, dann ein kurzes Stück Oberföhringer Straße am Kroatischen Konsulat vorbei, den Simmsteig hinunter und rechts weiter zu meiner Lieblingstour. Ausgerechnet dieses wunder-

schöne Stück Weges (ein echter Geheimtip in München!) trägt den Namen Adalbert-Stifter-Straße.

Adalbert Stifter, den ich sehr schätze, hätte sich sicher gefreut, zu hören, daß ausgerechnet eine der schönsten und zugleich unbekanntesten Straßen Münchens nach ihm benannt wurde. Zwar könnte man sich heftig darüber ereifern, daß in unserem Land die wirklich wichtigen Leute in irgendwelche Alibinischen abgedrängt werden, während machtlüsterne Politiker oder bürokratische Stubenhocker zur unverdienten Ehre gelangen, über die wichtigsten Straßen und Plätze (scheinbare) Unsterblichkeit zu erringen. Oder daß in München Künstler der komponierenden, malenden und schreibenden Zünfte einfach zusammen in einen Topf geworfen werden — das ist ja alles irgendwie dasselbe, diese Künstlertypen eben (Schubert, Uhland, Beethoven, Rückert, Mozart, Stieler, Haydn, Kobell, Lessing und die Gebrüder Grimm; der Platz dazu heißt Esperantoplatz, verständlich, bei dem Salat!) — beziehungsweise kurzerhand in dieselben Viertel zusammengepfercht werden, damit man sie endlich los ist (Schlegel, Klinger, Friedrich Hebbel, Novalis, Eichendorff, E.T.A. Hoffmann, Jean Paul). Irgendein Industriegelände mit Müllcontainern und ausrangierten Lastwagen werden wir schon finden, so geschehen für: Heidegger, Bloch, Edmund Husserl, Martin Buber und Jaspers — da soll keiner behaupten, wir hätten sie nicht untergebracht.

Aber Hermann Hesse wäre sicher voll damit einverstanden gewesen, diesen verträumten Nebensteig hinten am Fließchen Würm zugeordnet zu bekommen, oder Adalbert Stifter diese landschaftlich interessante, aber abgelegene, sehr ruhige Straße hier unten. Wie eben auch Thomas oder Heinrich Mann nahebei, denn ersterer residierte sogar höchstselbst in der Poschinger Straße im eigenen Haus am Isarufer.

Womit wir bereits wieder zurück bei den Fakten wären. Denn diese Adalbert-Stifter-Straße, die sich verträumt und wunderschön gelegen an die Böschung des alten Isarabhanges schmiegt und dabei noch sehr viel grünes Wiesengelände für ein Bächlein und schöne alte Bäume freiläßt, sie ist gerade geeignet für einen weiten Spazier-Bogen bis dorthin, wo ein architektonisch sehr bemerkenswertes Gebäude im Frank-Lloyd-Wright-Landhausstil das Gelände abschließt, um dann wieder zurückzukehren, vielleicht auf der anderen Seite des Grüns.

In jener Passage, wo auch der für Autos gesperrte Fußweg den Straßennamen trägt, erstrecken sich die gewerblichen Tennisplätze der Herzogpark-Anlage von Patrick Prüfling. Den habe ich schon via E-Mail, aber noch nicht persönlich kennengelernt. Ich hatte nämlich beim Wandern durch die Flemingstraße, wo Erich Kästner die Nachkriegszeit verbrachte, einen Zettel mit seiner Adresse www.herzogpark.com angeheftet gefunden. An dieser Webseite gefiel mir ganz besonders die Geschichte des biertrinkenden Thomas Mann, der hier (nicht per Tennis natürlich!, sondern auf dem ehemals an dieser Stelle befindlichen Biergarten) verkehrt hatte und sich unter den Kastanienbäumen zur Novelle Herr und Hund inspirieren ließ. Und diese Adresse erwähnte ich in der Linkliste der Seite „Münchener Geschäftsverbindungen“, wo Patrick sie fand. Ich werde also im Frühjahr dort vorbeischaun, nachdem wir bereits „worldwide“ Kontakt aufgenommen haben, um mühelos die etwa zweihundert Meter Distanz zu überbrücken.

Noch mehr Fakten gefällig? Wer weiterliest, ist selber schuld, denn es wird immer nüchterner. (Aber so sind Fakten nun mal, Herr Markwort, dagegen hilft Ihnen auch nicht mal Ihr Name. Denn Fakten sind auch dann noch Fakten, wenn sie nicht mehr dazu taugen, Werbebotschaften und tolle Sprüche aufzupeppen. Wenn sie banal werden und immer noch banaler. Wie Fakten eben so sind, wenn man sie in ihrer eigenen Würde stehen läßt: ungeschminkt.) Jetzt geht es nämlich zum Putzen, und das ist eine gute und wertvolle Tätigkeit: Die Geschäftsräume meiner Lebensgefährtin werden nämlich an Montagabenden gereinigt, und zwar von mir: Boden, Toilette usw. Und Montag, das ist heute.

(Kein Problem, es macht sogar Spaß!)

Mal sehen, vielleicht berichte ich nachher darüber, wie das im einzelnen war...

Mittwoch, 24. Februar 1999

Gestern früh bei der Dynamischen Meditation im Werkhaus erlebte ich eine große Überraschung: Ich traf eine alte Freundin wieder, die ich viele Jahre nicht gesehen hatte. Es war vor vielleicht 15 Jahren eine ziemlich tiefe Beziehung zwischen uns gewesen, verbunden mit dem außergewöhnlichen Umstand, daß wir uns bei einer Sannyasin-„Gruppe“ kennengelernt hatte, wo wir beide ebenfalls zu Sannyasins, also Anhängern von (damals) Bhagwan (später: Osho) geworden waren.

Wir haben dann sehr viel zusammen erlebt. Viele Ereignisse und Eindrücke von damals werde ich niemals vergessen und sie sind noch heute so frisch, als wären sie gerade erst geschehen. Wie ich damals zuerst immer aus meiner Wohnung in Frankfurt mit dem Mercedes-Diesel nach Stockstadt zur „Schleuse“ gefahren war, um sie zu treffen. Die „Schleuse“ war eine Wohngemeinschaft, die in einem ehemaligen Schleusenwärterhaus direkt am Main lebte. Wir waren etwa fünf bis sechs Leute, ein paar Hühner und ein sehr lieber Hund — halb Hund, halb Wolf, weshalb er auch „Wolf“ gerufen wurde.

Das war eine Aufbruchsstimmung damals zu Beginn der 70er Jahre, die sich heute vermutlich keiner mehr vorstellen kann! Es gab in dem Haus eine ganze Reihe von Sannyasins, von denen die meisten gerade frisch dazugekommen waren: Urmi, Satprakash, Ritmo, Parimal, Mathavananda. Ritmo machte gerade eine Ausbildung in Rebalancing (einer Rolfing-Methode, also einer Art Tiefenmassage) und ich hatte bei ihr eine Serie von Sessions gebucht. Ich erinnere mich heute noch, wie ich danach immer eingehüllt in Decken zur Nachentspannung in einem der Räume des alten Hauses lag und Ritmo dann jeweils den alten Holzofen kräftig aufheizte, dessen beruhigendes Prasseln und Knacken das Zimmer erfüllte.

Die Schleuse war eine eigene Welt, nicht nur räumlich. Es war ein Gefühl, als könnten wir alle ganz neue Menschen werden, als stünden wir nur einen kurzen Schritt davor, all die verqueren psychischen Konflikte und inneren Kämpfe endlich zu überwinden, die jeden Normalbürger immer wieder in die Frustration ziehen und letztlich eine, wenn nicht offen eingestandene, so doch unterschwellig klar vorhandene Lebens- und Daseinsabneigung verursachen. Jeder von uns hatte schon Jahre an Leid, Ärger und an Aufbegehren gegen die Mühle der Selbsttäuschungen, der gesellschaftlichen Lügen und der unechten Lebensweisen hinter sich; jeder von uns hatte sich eine innere Entschlossenheit bewahrt, frei zu werden, endlich ganz frei!

Und nun begann sich wirklich etwas in die gute Richtung zu ändern! Es war nicht nur eine bloße Hoffnung, eine vage Idee oder gar eine theoretische Weltanschauung, sondern es war greifbar, spürbar und konkret ausführbar. Wir lebten es! Wir begannen anders zu fühlen, anders miteinander umzugehen — da war mehr Liebe in allem.

Jeder dieser Leute ging von Zeit zu Zeit in „Gruppen“, auch ich. (Ich kam übrigens aus einer ganz anderen Herkunft, aus einer Gurdjieff-Schule — aber darüber berichte ich vielleicht ein andermal.) Zumindest damals verstand ich es so, daß bestimmte Erfahrungen nötig seien. Und bei den meisten empfand ich es so, daß sie mich auch tatsächlich weiterbrachten, daß sie richtig waren und mir zugleich zur Entfaltung und zur Selbsterkenntnis nützten.

Wo dieses Empfinden aber bereits damals fehlte, das war die lockere Einstellung zum Partnertausch. Und weil ich hier dem folgte, was die anderen taten und wo alle anderen ebenfalls dachten, es brächte sie „weiter“ (das typische fürchterlich dumme Verhalten, auf das so viele hereinfallen, in jeder sozialen Form — wer nicht sicher ist, ahmt eben die anderen nach!), ging die Beziehung damals kaputt — schon bei meiner nächsten „Gruppe“ —; zwar nicht die Freundschaft, aber die Beziehung. Ich landete bei einer Ma (Sannyas-Ausdruck für Frau) in einer Wohngemeinschaft in der Holledau. Die mich bereits nach ein paar Tagen wieder gegen ihren — zwischenzeitlich aus der Mode gekommenen — früheren Partner zurücktauschte. (Und mit dieser typischen, völlig selbstverständlichen Sannyasin-Chuzpe überall herausposaunte, sie sei eben inzwischen zu dem Dauerzustand allumfassender Liebe emporgereift.)

Ich blieb noch einige Monate in der Holledau. Denn dort arbeitete ich auch; ich hatte meinen früheren Job in Frankfurt ja gekündigt und war mit Sack & Pack zu jener kontaktfreudigen Ma gezogen. Allmählich merkte ich immer klarer, was da nicht stimmte an diesem Selbsterfahrungstheater — aber noch bei weitem nicht alles wurde mir klar. Mir fehlten einfach die Erfahrungen, und die mußte ich denn also erst machen.

So zog ich also aus der Holledau zurück in die Schleuse nach Aschaffenburg, und dort genoß ich erst einmal die relative Ruhe, während meine Freundin (natürlich ebenfalls auf einer „Gruppe“) längst einen anderen Partner gefunden hatte, aber immer noch hier wohnte.

Die Miete war so günstig, daß das Leben fast kostenlos war. Heute völlig undenkbar! Ich war jetzt völlig frei und ungebunden, und kaufte mir passenderweise ein Motorrad, ein Chopper-Modell, mit dem ich fröhlich durch die Serpentina des Spessart kurvte. Manchmal wanderte ich auch mit Wolf am Ufergelände des Mains entlang und fühlte mich erinnert an die Zeit in Bonn, wo ich auch mit Blick auf die gemächlich vorbeituckernden Lastkähne gewohnt hatte. Seitdem schätzte ich dieses bullernde, tief vibrierende Motor-

geräusch und liebte es, den vorbeiziehenden Schiffen nachzublicken, als wären sie Sendboten in ein fernes Leben, ein etwas sehnsüchtiger Kontakt zum Unbekannten und Ungeahnten. Im Hintergrund ragte ein riesiges Chemiewerk am Mainufer empor und stieß eigenartige Dämpfe und Qualmwolken in den Himmel. Die Betonfronten und Stahlrohre dieser Fabrik boten je nach Witterung und Tageszeit immer neue, immer wieder überraschende Anblicke und schienen sich wie ein Lebewesen zu immer neuen Stimmungen und Zuständen zu verändern. Hier herrschte große Einsamkeit; die nächsten Häuser waren kilometerweit entfernt; aber ich war zufrieden und hatte Kontakt zum Abenteuer des Lebens gefunden: Zum ersten Mal genoß ich wirklich die Unge-
wißheit.



Heute früh nahm ich wieder an der Dynamischen teil, aber sie ist nicht dagewesen. Zwischen gestern und heute morgen habe ich registrieren müssen, daß mir diese Wiederbegegnung unerwartet stark unter die Haut gegangen ist. Auf einmal schien mein jetziges Leben ins Schwimmen zu geraten. Es ist wirklich eigenartig! Ich habe mich die ganze Zeit gestern ganz anders gefühlt — schwer zu beschreiben, wie.

Als sie dann nicht da war, hat sich das gelegt, und ich war sogar etwas erleichtert.



In der Post ein Rezensionsexemplar: *Claus Nordbruch (Hg.): Kreuzschmerzen*. Resultat eines kurzen E-Mail-Kontaktes. Von Nordbruch habe ich auch schon ein Buch über Zensur in Deutschland im Schaufenster unserer kleinen Buchhandlung gesehen.

Mein erster Gedanke war, daß ich die Bitte um eine Rezension keineswegs erfüllen kann. So etwas mache ich nicht. Und was soll das? Das Buch soll unter die Leute gebracht werden (dazu ist es ja da), und das soll ich tun?

Dann kam mir die Idee, hier meinen Gedanken „freien Lauf“ zu lassen — schönes Bild, nicht? Du läßt den Hund von der Leine, der schon zu lange im Zimmer gehockt und sehnsüchtig durch die Scheibe geäugt hat, und dann schießt er los, und du erstaunst jedesmal, wie er plötzlich so schnell sein kann.

Weil er Freiheit fühlt! Freiheit gibt eine ungeheure Kraft! Nichts gibt mehr Kraft als Freiheit! Und auch der Hund fühlt es. Menschen sind da manchmal etwas blöde und haben den Kontakt zu diesem Gefühl verloren, aber Hunde (wenn sie nicht schon gezüchtet sind, da läßt sich dann nichts mehr retten und gegen ihre von Menschen manipulierten Gene kommen sie nicht an) — jeder stinknormale räudige Köter weiß genau, wie sich dieses Gefühl anfühlt, verdammt noch mal!

Also zu dem Buch. Das Buch handelt davon, wie erledigt das Christentum inzwischen ist. Vieles ähnelt dem IDEENMAGAZIN-Beitrag *Das lange Ende einer alten Religion*. Folgendes Bild fällt mir zu diesem Buch ein:

Es gab einmal Menschen, die verbrachten ihre ganze Lebenszeit ausschließlich in einer Höhle. Diese Höhle hatte oben eine Öffnung, durch welche helles Licht und genügend Luft zum Atmen hereinkamen. Im Laufe der Jahre und Jahrzehnte wurde die Öffnung, sei es durch Pflanzenwuchs, sei es durch Schmutz, immer kleiner. Das Licht wurde immer dunkler, die Luft immer schlechter. Aber die Menschen gewöhnten sich daran. Um genauer zu sein: Sie merkten gar nicht, daß sich etwas veränderte. Die Alten, die starben, konnten den Jungen, die nachwuchsen, gar nicht erklären, wie das andere, hellere Licht ausgesehen hatte. Manche von ihnen beklagten sich manchmal und jammerten: „Ach, früher, da war es noch anders: Da war das Licht besser und reiner.“ Aber mangels Vergleichsmöglichkeit erschienen solche Klagen wie die übliche Kritzelei der älteren Generation.

Es tauchten einmal Menschen auf, die behaupteten, man könne das Licht heller machen. Sie entwickelten Theorien, um die anderen zu überzeugen. Sie versuchten ihnen damit zu beweisen, daß es unterschiedliche Lichtstärken geben müsse. Manche versuchten auch durch verschiedene Beschwörungen oder andere Rituale, etwas für das hellere Licht zu tun.

So ging das Generation für Generation, ohne daß sich jemals wirklich etwas änderte. Irgendwann war das Licht so schwach und die Luft so schlecht geworden, daß die Menschen begannen, zu ersticken. In dieser Zeit geschah es, daß einige besonders tapfere Leute unter dieser Menschengruppe es riskierten, trotz der Absturzgefahr nach oben hochzuklettern. Sie fanden heraus, woher das Licht und die Luft kam: durch besagte Öffnung. Beim Hochklettern merkten diese Abenteurer, daß sowohl das Licht als auch die Luft umso besser wurde, je näher sie zu der Öffnung gelangten. Als sie damit die Quelle identifiziert hatten, von der her ihre

Lebensumstände sich speisten, war es nur noch eine Frage der praktischen Geschicklichkeit, die Öffnung wieder zu weiten.

Es soll auch Menschen gegeben haben, die durch die Öffnung hinaus ins Freie gekrochen sind, aber das muß schon lange her sein, denn zu dem heutigen Zeitpunkt, an dem die Geschichte erzählt wird, kann sich keiner mehr an derartig unglaubliche Vorfälle erinnern.

Soviel zum Ende des Christentums und über dieses Buch.

Donnerstag, 25. Februar 1999

Wieder eine dieser zyklisch wiederkehrenden Kopfschmerzattacken. Bereits gestern bahnte sie sich an, indem sich scheinbar ohne Grund immer mehr innere Anspannung aufbaute. Während des Schlafs kamen dann die Schmerzen als stechendes Pochen im Hinterkopf. Am Morgen war zugleich starke Übelkeit da, die sich mit einem extremen Widerwillen gegen alle Verrichtungen und Notwendigkeiten des Tages paarte.

Diese Kopfschmerzen sind mein Lehrer. Immer wenn sie kommen, spüre ich, daß sie kommen müssen, weil etwas Unklares geklärt werden muß. Als hätten sich Nebel zu Wolken verdichtet, und diese Wolken ballten sich mehr und mehr zusammen und brächten ein Gewitter hervor. Nach dem Gewitter dann gereinigte Atmosphäre und klarere Sicht.

Weil ich heute vormittag Kinderbetreuung hatte, war es eine gute Lösung, zum Fitnessstudio zu gehen, das Kind dem dortigen Aufsichtsdienst anzuvertrauen, und mich selbst zu einem gründlichen und längeren Sauna-Gang zu entschließen. Da klingelt das Handy nicht und ich bin in einem geschützten, ruhigen Raum, in dem ich mich weitgehend entspannen kann (jedenfalls wenn, wie heute zum Glück, keine der üblichen schrillen Hausfrauenstimmen die Ruhe rücksichtslos zerfetzt).

Loslassen, das war jetzt wichtig. Alles loslassen, keine Probleme, keine Störungen. Die Hitze baute die Schmerzen nicht ab, aber sorgte für eine Verdichtung meines Zustands, die Möglichkeit, die aufgestauten Ungereimtheiten hochkommen zu lassen und anzuschauen. Das ist für mich auch ein wichtiger Aspekt der Sauna — das Ausschwitzen ist nicht nur körperlich.

Es dauerte bis zum späten Nachmittag, daß sich die Kopfschmerzen und die Übelkeit abschwächten. Zwischendurch durfte ich mich noch für einen Kunden ausgiebig mit tieferen Details der Windows-98-Netzwerkinstallation auseinandersetzen, mehr dazu spare ich mir hier. Danach kam meine Mutter, mit der ich jahrelang keinen Kontakt mehr gehabt habe, zu ihrem (nach dem Wiedersehen erst) dritten Besuch. Die befürchtete Problematik, die ich innerlich bereits akzeptiert hatte, traf unvermuteterweise nicht ein, und so verlief dieser Tag gar nicht so unharmonisch — auf seine Weise barg er sogar eine gewisse sinnvolle Fortschrittslogik in sich.



Als ich da so im Ruhestuhl der Sauna lag, immer noch nicht ganz entspannt, immer noch nicht zufrieden, obwohl alle Umstände dies unterstützten und geradezu erwartungsvoll von mir forderten, merkte ich, daß Glück, wenn Glück zugegen sein soll, stets von innen kommt. Denn es gibt keine optimale äußere Situation. Du kannst selbst im Paradies auf einem gemütlichen Ruhestuhl liegen und es wird sich noch irgendein Pickel finden, der dich ausgerechnet dann zu jucken beginnt.

Diese Einsicht macht auf einen Schlag alle gängigen Philosophien zunichte. Wenn es so klar erwiesen ist, daß Glück nichts mit den äußeren Umständen zu tun hat (welcher Millionär ist glücklicher? — auch ihn mögen Mücken stechen oder Geräusche stören), wo ist dann der echte, der reale Ursprungspunkt?

Im Emotionalen? Du bist verliebt und dann stört dich gar nichts? Aber auch da existiert zu jedem Positivum ein Negativum, zu jedem Gewinn ein Verlust, zu jeder Genugtuung eine Enttäuschung.

Aber wo dann sonst?

Auch die, die angeblich immer fröhlich und lebenslustig sind, fallen zwischenzeitlich in ein Loch — auch sie unterliegen dem allgemeinen Gesetz der Polarität und des Ausgleichs. Und zerstört ihnen etwas brutal die Freude, dann wirken sie entsetzt wie vergewaltigte Kinder und zweifeln als erste am Lebenssinn.

Wir müssen so müde und entmutigt werden vom vergeblichen Suchen nach einer Lösung, die nicht möglich ist — nämlich sich in die definitiv besten

äußerlichen Umstände retten zu wollen —, daß wir uns langsam entspannen. Das ist dann wirklich ein Loslassen. Echtes Loslassen geschieht — da ist keiner mehr, der sich dazu entschließen könnte.



*Worte haben keinen Nutzen.
Da ist nur das Selbst, das sich in Formen selbst widerspiegelt.
In diesem Tanz der Erscheinungen vergessen wir manchmal,
den Blick zu wenden und auf das Licht zu schauen,
in dem alles, was erscheint, Form erhält.*

Gefunden auf: <http://www.sentient.org/amber/about.htm>

Freitag, 26. Februar 1999

Innerhalb einer Jahreszeit gibt es Tage, in denen sich die nächste Jahreszeit ankündigt, als sei sie bereits da. Und das, obwohl sich äußerlich nahezu keine Änderungen zeigen. Es ist eine Sache des Gespürs, und dieses Gespür, das sich auf feinste Feinheiten einstimmt, nimmt mehr wahr als jede rationale Skala.

Als ich heute morgen aufwachte, war unmittelbar ein Wissen da, das sagte: Dies ist der erste Frühlingstag. Und da war nicht nur das Singen eines Vogels zu hören, das ein anderes, ein frühlingshaftes Singen war. Es war auch innen. In mir selbst war dieses Frühlingsgefühl.

Und der Frühling ist das perfekte Beispiel für jene Mächte, die uns auch gegen unseren Wunsch und Willen aufbrechen und verwandeln wie eine Urgewalt. Zum Frühlingsgefühl gehört dieser innere Widerstand, das Unbehagen und die Ohnmacht, eine tief im Bauch vibrierende Angst vor Veränderung. Da zwingt sich die demütigende Erkenntnis auf, daß wir nicht Urheber sind, sondern passive Opfer. Die Kräfte des Lebens sind stärker als alle vorgeprägten Erwartungen. Es ist Angst und Lust zugleich, es ist bange Sorge und zugleich Freude — so dicht vermischt, daß es beinahe ein und dieselbe Empfindung ist. Nein: es ist dieselbe Empfindung, aber das richtige Wort dafür ist noch nicht geprägt, außer: Leben, Frühling, Neues.

